

Sinnverstehen unter COVID-19-Bedingungen. Ein qualitativer Zugang zu (außer)alltäglichen Erfahrungen¹

Melanie Pierburg

Zusammenfassung: Im Rahmen der COVID-19-Pandemie haben sozialwissenschaftliche Zeitdiagnosen und empirische Analysen Konjunktur. Aufgrund der weitreichenden gesellschaftlichen Transformationen ergibt sich ein erhöhter Bedarf an Erklärungen. Genauso ist aber auch das Verstehen gefragt, für das klassischerweise die qualitative Sozialforschung verantwortlich zeichnet – wenn man die Teilung in eine standardisierte und eine nicht-standardisierte empirische Richtung nicht als veraltet aufgibt. Methodisch gilt es demnach zu ergründen, was der spezifische Beitrag der interpretativ orientierten Verfahrensweisen zur Aufklärung der sozialen Folgen der Corona-Pandemie bereits ist und noch sein kann. Dieser Frage möchte ich nachgehen und außerdem die Feldforschung als Möglichkeit in den Fokus rücken, sich dem spezifischen Erleben der Zäsur anzunähern. Darüber hinaus möchte ich einen ethnographischen Zugang vorstellen, der Alltagsrepräsentationen radikalisiert, um lebensweltlichen Erfahrungen nachzuspüren. Dazu deute und kontextualisiere ich Datenmaterial, in dem ein Online-Artikel rezipiert wird, als Zugang zu spezifischen Konstruktionsformen gesellschaftlicher Wirklichkeit unter Pandemiebedingungen. Der Kontrast zu prominenten makrosoziologischen Zuschreibungen könnte kaum größer sein, dafür gerät ein besonderer Aspekt der Krise und ihrer Bewältigung in den Blick: der Übergang von abstrakten Welterkenntnissen in subjektbezogenes Wissen.

Schlagwörter: COVID-19-Pandemie, empirische Feldforschung, Ethnographie, subjektives Wissen, Mediatisierbarkeit

Understanding Meaning under COVID-19 Conditions. A Qualitative Approach to Everyday Experiences

Abstract: In the context of the current COVID-19 pandemic social scientific diagnoses of our current times and empirical analyses are on the upswing. Due to the societal change there is an increased need for explanation. Understanding is also required, for which qualitative social research is traditional responsible, if one follows the distinction between qualitative and quantitative research. Therefore, it is important to clarify the specific role of interpretative methods in the information gaining process about the social consequences of the Corona pandemic. This article aims to pursue this question and focus on qualitative field research as a possibility to approach the experience of the caesura. Furthermore, it will introduce an ethnographic approach which radicalizes everyday representations to trace life-world experiences. For this purpose, I interpret and contextualize data material in which an online article is being read as access to specific forms of construction of social reality under pandemic conditions. The contrast to prominent macrosociological ascription could hardly be greater.

1 Ich danke den Gutachtenden für die produktiven Hinweise und Denkanstöße.

Nevertheless, a specific aspect of the crisis and its management comes into focus: the transition from abstract knowledge of the world to subject-related knowledge.

Keywords: COVID-19 pandemic, empirical field research, ethnography, subject related knowledge, mediatization

1 Einleitung

Die Herausforderungen der Corona-Pandemie sind so zahlreich wie die wissenschaftlichen Methoden, die dazu genutzt werden können, sie zu analysieren. Während Virolog_innen, Epidemiolog_innen etc. hinsichtlich ihrer Expertise für die Untersuchung des mikrobiologischen Geschehens zuständig sind – was sie technologisch mit der Entwicklung von Pharmazeutika virtuos unter Beweis stellen –, sind Soziolog_innen, Erziehungswissenschaftler_innen etc. angehalten, den veränderten sozialen Strukturen und Lebenswelten wissenschaftlich Tribut zu zollen. In Zeiten krisenhafter Umbrüche und weitreichender Transformationen profitieren die *Welterklärer*² (Becker 2020) von der gesteigerten Unsicherheit und können ihre Tätigkeit in Bezug auf das massenmediale Interesse als Hinweis auf ihre Systemrelevanz deuten (vgl. Seyd 2020, S. 157).

Vor allem Soziolog_innen üben sich dieser Tage vielfach in dem Ausbuchstabieren von Zeitdiagnosen (vgl. u.a. Dörre 2020; Lessenich 2020; Rosa 2020; Allmendinger 2021), um dem Wunsch nach einem übergeordneten Deutungshorizont gerecht zu werden. Schon die grundlegende Frage, wie die Pandemie zu verstehen, welcher Natur sie ist, zeigt, wie wenig das virale Geschehen, trotz oder wegen seiner Selbstläufigkeit, im Modus selbstverständlicher Sinnzuschreibungen bewältigbar ist (vgl. Seyd 2020, S. 159). In makrosoziologisch ausgerichteten Untersuchungen können strukturelle Veränderungen analysiert werden, wodurch übergreifende Ordnungsbildungsprozesse in den Blick geraten, die für ein Verständnis veränderten gesellschaftlichen Lebens unabdingbar sind.³ Wenn aufgrund solcher Bedingungen auch das Herstellen von Bedeutungen durch die Krise explizit und reflexiv wird, sind aber nicht nur die *Erklärer_innen*, die Weltwissen generieren, gefragt, sondern ebenso die *Rekonstruierer_innen*, die sich kleinteilig mit der Produktion von sozialer Wirklichkeit befassen, indem sie ganz im Sinne von Alfred Schütz vorwissenschaftliche Auslegungsprozesse nachvollziehen (vgl. Schütz/Luckmann 1979, S. 25; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 12–14). Genau das ist eine der Aufgaben der qualitativen Sozialforschung, die sich in den meisten ihrer Ausformungen nicht mit der Korrelation von Variablen befasst, sondern mit kontextaffinen Interpretationen (vgl. dazu Baur et al. 2018). Es müsste also auch ihre Stunde geschlagen haben. Somit sind Überlegungen fruchtbar, was diese Forschungsrichtung konkret zum Verstehen der sozialen Konsequenzen der Pandemieentwicklung beitragen kann – und genau darum soll es in diesem Artikel gehen. Im Folgenden möchte ich dafür zunächst auf die qualitative sozialwissenschaftliche Forschung zur COVID-19-Pandemie hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Erkenntnisstrategien eingehen und dann einen besonderen Fokus auf die Ethno-

2 In dem Artikel *Die Rückkehr der Taxifahrer* des SPIEGEL vom 01. Oktober 2020 wird Soziolog_innen in der COVID-19-Pandemie massenmedialer Aufwind bescheinigt, weil sie die Welt erklären (Becker 2020).

3 Die Gegenüberstellung von qualitativer und quantitativer Forschung und die Verweise auf Zeitdiagnosen sind nicht wertend gemeint, sondern dienen in meiner Argumentation dazu, Herangehensweisen voneinander abzugrenzen. Die Stärke der Soziologie scheint mir gerade in ihrer multiparadigmatischen Ausrichtung zu liegen (vgl. dazu Hirschauer 2020).

graphie legen. Daraufhin möchte ich meine Corona-Forschung in deren Variantenreichtum einordnen und schließlich Datenmaterial, das auf der Grundlage beobachtender Teilnahmen entstanden ist, vorstellen, deuten und analytisch kontextualisieren. Abschließend gilt es zu plausibilisieren, welcher spezifische Erkenntnisgewinn damit im Rahmen der Corona-Forschung verbunden ist.

2 Qualitative Methoden und die Erforschung der COVID-19-Pandemie

Nach Flick, Kardoff und Steinke (2010, S. 18) kann man unterschiedliche Bezugspunkte qualitativer Forschungsbemühungen unterscheiden, um sich dem ausdifferenzierten Methodenfeld strukturell zu nähern. Demnach können subjektive Sichtweisen, Praktiken oder Strukturen im Vordergrund stehen. Diese Differenzierung kann man auch auf die Erforschung sozialer Aspekte der Corona-Pandemie anwenden, um die Hervorbringung der jeweiligen Forschungsgegenstände in den Blick zu bekommen. Das ist nicht bloß Teil der Selbstverortungsprozesse der multiparadigmatischen Sozialwissenschaften, sondern darüber hinaus eine Möglichkeit, die Ebenen des Verstehens zu unterscheiden und so den disparaten Annäherungsweisen und ihren Erkenntnismöglichkeiten und –grenzen Rechnung zu tragen.

Zu denjenigen, die verschiedene Sichtweisen auf die COVID-19-Pandemie generieren, zeichnen vor allem die Forschenden verantwortlich, die qualitative Interviews nutzen, um Daten zu erheben. Die Relevanz dieser Herangehensweise zeigt sich in der Fülle und thematischen Bandbreite aktueller – auch auf Ferninterviews basierender (vgl. dazu Richardson/Godrey/Walklate 2021; Self 2021) – Forschungsprojekte. Von Interviews mit irregulären Migrant_innen (Gruber et al. 2021) bis hin zu solchen mit Pflegekräften (Sun et al. 2020) werden diverse Lebenslagen zum Ausgangspunkt erhoben, um Sinnsetzungsprozesse nachzuvollziehen (Semle/Raab 2021).⁴ Die Pandemie transformiert Lebenssituationen und deren Verarbeitung, beides kann anhand von Verbaldaten untersucht werden. Soziale Strukturen werden auch bevorzugt in Interviews detektiert; man denke an die Deutungsmusteranalyse, mit der gerade Krisen fruchtbar gemacht werden können, um die Konstitution generativer Strukturen zu erfassen (vgl. Meuser/Sackmann 1992, S. 21). Hier erscheint die Pandemie als Chance, Sinnstiftungsprozesse jenseits ihrer routinisierten und damit vor allem impliziten Form zu beobachten. Auch hinsichtlich der Sinngenese wird coronabezogen geforscht (Corsten/Oswald/Wittchen 2021). Und last but not least sind Praktiken Teil des Ensembles qualitativer Forschung, die vor allem die Beobachtenden auf den Plan rufen. Ethnograph_innen sind die klassischen Vertreter_innen der Annahme, dass Wissen über die soziale Welt nicht (ausschließlich) in Gestalt von Befragungen erhoben werden kann, sondern gleichfalls beobachtet, gefühlt, geschmeckt, gerochen, kurz mit allen in einem Feld gebotenen Sinnen generiert werden kann und soll (vgl. dazu exemplarisch Gobo 2010).

Ethnographie und Pandemie (vgl. zu COVID-19: u.a. Eisenmann/Meyer 2020; Mondada et al. 2020; Halberg/Jensen/Larsen 2021; mit einem autoethnographischen Fokus: u.a. Harris/Holman Jones 2020; Fowley 2020; Irwin 2021) passen einerseits hervorragend zusammen, schließlich verändern sich soziale Praktiken ebenso wie Weltdeutungen am laufenden Band, andererseits ist der Hang der Feldforschung zur physischen Ko-Präsenz (vgl. dazu

4 Einen Überblick über aktuelle soziologische Forschungsprojekte gibt das Kolloquium der WZB *Soziologische Perspektiven auf die Corona-Krise*, siehe online: <https://coronasozioologie.blog.wzb.eu/> (01. Oktober 2021).

Breidenstein et al. 2013, S. 37-39) verheerend, wenn *social distancing* das Handlungsgebot der Stunde ist (vgl. Webber-Ritche/Simonovich/Spurlak 2021, S. 17). Zudem haben Ethnograph_innen während der Pandemie kein Monopol auf teilnehmende Beobachtungen. Das haben sie selbstverständlich nie, aber die Pandemie erzeugt eine Fülle an Alltagsbeobachtungen, die nicht nur dokumentiert, sondern auch in diversen Medien veröffentlicht werden. So hat die Pandemie eine Vielzahl an *Laien-Ethnograph_innen* hervorgebracht, die sich mit den Veränderungen ihrer Lebenswelten beschäftigen.⁵ Sich in der Flut der Beschreibungen mit einem dezidierten Forschungsinteresse abzugrenzen, könnte sich als eine erstaunliche Herausforderung erweisen, welche die Pandemie produziert.

Teilnehmende Beobachtung unter Pandemiebedingungen wird ebenso vor Probleme gestellt wie die unzähligen anderen Lebens- und Arbeitsbereiche, die nicht als *business as usual* abgehandelt werden können. Ein Videotalk mit Jo Reichertz anlässlich der Absage des Berliner Methodentreffens 2020⁶ und der von ihm gegründete Blog auf der DGS-Homepage⁷ zeugen von den Auswirkungen auf qualitative Forschungsprojekte, die in besonderem Maße auf die Herstellung von Kontakt angewiesen sind, der nur schwerfällig medial vermittelt werden kann. Nichtsdestotrotz ermöglichen soziale Medien Interaktionen und somit das Generieren von Daten für die deutungshungrigen Forschenden (vgl. Lobe/Morgan/Hoffman 2020). Darüber hinaus tun sich neue Forschungsfelder auf. Denn da, wo innovative Wege der Kommunikation gefunden werden, entstehen auch Potenziale für deren Erforschung. Damit kommt u.a. der Netnography (Kozinets 2011) eine gesteigerte Bedeutung zu, die es sich explizit zur Aufgabe macht, in virtuell hergestellten Ausschnitten sozialer Wirklichkeit teilnehmende Beobachtungen durchzuführen. Über eine Kompensationszuschreibung hinausgehend kann die Relevanz von Online-Kommunikationsformen in der Pandemie als Verstärkung einer übergreifenden gesellschaftlichen Entwicklung verstanden werden, zu der die internetafine Ethnographie substanziell beiträgt, da sie neben virtueller Vergemeinschaftung auch die Verflechtung von digitalen und analogen Interaktionen in den Blick nehmen kann. Ein adäquates Verständnis sozialer Lebenswelten ist ohne diese Perspektive in vielen Bereichen kaum mehr möglich (vgl. dazu Urbanik/Roks 2020).

Ein methodisch und methodologisch differenzierter Blickwinkel auf die Auswirkungen der Corona-Pandemie ermöglicht es, anhand der Wege des Erklärens und Verstehens die Konstruktionen zweiten Grades (vgl. dazu Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 12–13) auf ihre Herstellungsbedingungen und -möglichkeiten abzuklopfen. Im Rahmen von Befragungen und Beobachtungen werden nicht nur unterschiedliche Datentypen erzeugt, es wird eine jeweils andere Version der Wirklichkeitskonstruktion vorausgesetzt und hervorgebracht. Erst die Einordnung in methodologische Hintergründe erlaubt es, Forschungsergebnisse aufeinander zu beziehen, nach blinden Flecken zu fahnden und an einer Gesamtschau zu arbeiten.

3 Alltagsforschung im Feld des Außeralltäglichen

Da sich alltägliche Lebenswelten verändern, Bedeutungszuweisungen gleichermaßen problematisch wie relevant werden und Praktiken vom Lebensmittelmarktbesuch bis zu Formen des Austauschs transformiert werden, kann die soziale Welt wie ein Krisenexperiment im

5 Siehe exemplarisch: *Curare Corona Diaries*: <https://boasblogs.org/curarecoronadiaries/> (01. Oktober 2021).

6 Siehe: https://www.youtube.com/watch?v=_GtWm0R9RCk&feature=youtu.be (01. Oktober 2021).

7 Siehe: Corona und die Krise der sozialwissenschaftlichen Forschung: <http://blog.sozioologie.de/community/corona-und-der-stillstand-der-sozialwissenschaftlichen-forschung/> (01. Oktober 2021).

Sinne Garfinkels (2011) erscheinen, das dazu einlädt, das gesellschaftliche Leben unter COVID-19-Bedingungen als nicht enden wollenden Pool potenzieller Daten zu verstehen.

So erging es mir als Ethnologin wenigstens am Anfang der Krise, als meine Wirklichkeit, wie die von allen anderen Gesellschaftsmitgliedern auch, auf den Kopf gestellt wurde. Deswegen begann ich Mitte März 2020 Beobachtungsprotokolle über Bereiche meines Alltags zu verfassen. Lebensmittelmarktbesuche, Arztbesuche, Spaziergänge etc. wurden so zu meinem Forschungsfeld. Man könnte diese Herangehensweise, die zwischen originärer Alltagsinvolvierung und methodischer Distanzierung schwankt, als Autoethnographie (vgl. dazu Ellis/Adams/Bochner 2010) verstehen, als eine Methode, ein *biografisches Nahverhältnis* (vgl. Ploder/Stadlbauer 2013, S. 374) in eine wissenschaftliche Erzählung zu transformieren. Schließlich nutzt die vielleicht bekannteste Autoethnographin, Carolyn Ellis (Ellis/Rawicki 2020, S. 2), diese Verfahrensweise dazu, Trauma und Chaos zu begreifen. Allerdings verstehe ich die Autoethnographie, die ich vor allem mit ihrer evokativen Variante verbinde (Ellis 2004; Ploder/Stadlbauer 2013), als eine Art der Textproduktion, die einen künstlerischen Anspruch erhebt und deswegen zu Stilmitteln greift, die den akademischen Duktus oftmals überschreiten – man denke an Tillman-Healys (1996) Abhandlung über Bulimie, in der Gedichte vorkommen. Meine ethnographische Forschung ist aber nicht so stark an der Form orientiert, sondern mehr an der Rekonstruktion einer typischen Perspektive auf die Pandemie. Somit verorte ich meine Herangehensweise in der lebensweltanalytischen Ethnographie (Honer 1993; Hitzler/Eisewicht 2020) – wobei auch hier Differenzen augenscheinlich werden und die Kategorisierung schwierig ist (vgl. Pierburg 2021).

Mit der lebensweltanalytischen Ethnographie als Forschungsstrategie verbindet sich das Ziel, zu rekonstruieren, wie Menschen die Welt tatsächlich erfahren und nicht, wie sie theoretisch jenseits des Erlebens erklärt werden kann. In Rekurs auf Schütz und Luckmann (1979, 1984) werden Wirklichkeitskonstruktionen in den ethnographischen Blick gerückt und damit „Welt(an)sichten“ (Hitzler/Eisewicht 2020, S. 10) zum Ausgangspunkt des Forschens erhoben (vgl. Hitzler/Eisewicht 2020, S. 9–40). Entsprechend wird die *teilnehmende Beobachtung* (vgl. dazu Spradley 1980) in die *beobachtende Teilnahme* (vgl. dazu Honer 1993, S. 58) transformiert und ein „existenzielles Engagement“ (Hitzler/Eisewicht 2020, S. 40) in den jeweiligen Forschungskontexten eingefordert. Als Variante der Ethnographie verfährt dieser Ansatz investigativ, explorativ sowie interpretativ (vgl. ebd., S. 9) und zielt auf Deskriptionen. Seine Besonderheit liegt in der Betonung der phänomenologisch inspirierten Herangehensweise. Da das Erleben mit der Schwierigkeit einhergeht, als solches nur im Selbstrekurs beobachtbar zu sein, aber Soziolog_innen sich traditionell für Menschen in Gesellschaften und Gemeinschaften interessieren, werden Appräsentationen genutzt, um sich dem Erfahrungsvollzug methodisch anzunähern. Diese Verweise des Gegenwärtigen auf das nicht Gegenwärtige (vgl. ebd., S. 10) sollen die erkenntnisbezogene Kluft überbrücken, welche die Nicht-Erfahrbarkeit des Fremderlebens erzeugt. Die Erlebensdaten sind dabei von einer Betroffenheit im Sinne einer kritischen Perspektive auf ein Phänomen abzugrenzen – der Gegenstandsrelation vieler Autoethnographien, wobei deren analytische Variante nah an den etablierten Strömungen der Ethnographie ansiedelt (vgl. Anderson 2006). Vielmehr richtet sich die phänomenologische Beschreibung darauf, „wie etwas in Erscheinung tritt“ (Hitzler/Eisewicht 2020, S. 67). So steht der Bezug zur Welt im Vordergrund, als Herstellen von sinnhaften Wirklichkeitsausschnitten.

Diese Herangehensweise übernehme und radikalisiere ich, da mein Feld die Besonderheit aufweist, vorgängig mit Passagen meines Alltagslebens kongruent zu sein. Im extremen Gegensatz zu den ethnologischen Anfängen der Ethnographie, deren Forschungsfelder mehr oder minder umständliche Reisetätigkeiten notwendig machten (vgl. exemplarisch Lévi-Strauss 1988), kann man meinen pandemiebezogenen Erhebungskontext noch nicht einmal als Abenteuer verstehen, das um die Ecke auf mich wartet (vgl. dazu Breidenstein et al. 2013,

S. 20–22), sondern vielmehr als gesellschaftliches Widerfahrnis, das mich ad hoc in eine typische Partizipierende der „Corona-Gesellschaft“ (Keitel/Volkmer/Werner 2020) verwandelte. Die damit verbundene Chance des automatisierten Feldzugangs geht mit dem Risiko einher, den eigenen Blickwinkel hinsichtlich seiner Gültigkeit und Reichweite zu überschätzen. Aufgrund dessen ist es notwendig, die Beobachtungen sozialstrukturell zu kontextualisieren.

Meine Perspektive ist die einer deutschen Mittelschichtsangehörigen, die keine Betreuungsaufgaben erbringen muss und ihre Arbeitszeit, zumindest z.T., dafür nutzen kann, die sozialen Transformationsprozesse zu beobachten – was eine privilegierte Position ist, wenn man sie mit den Problemen anderer gesellschaftlicher Gruppen vergleicht, die bspw. aufgefordert sind, Erwerbs- und Carearbeit simultan zu leisten. Aber allgemein gültige, politisch verfügte Maßnahmen zur Einschränkung der Ausweitung der Pandemie bedingen veränderte Praktiken im öffentlichen Raum, die alle Mitglieder sozialstrukturell differenzierbarer Gruppen betreffen. Das bedeutet nicht, dass Abstandsgebote, Maskenpflicht etc. zu homogenen Erfahrungen führen, aber dass es eine überindividuelle Dimension der Betroffenheit gibt. Die bringt zwar disparate Erlebensmuster hervor, jene sind aber in einen kollektiven Deutungshorizont integriert, der über eine Feldforschung zumindest annäherungsweise einholbar ist. Ich nutze also meine ethnographisch konservierten Erlebnisse, um Konstruktionsweisen der Corona-Wirklichkeit verstehend nachzuvollziehen. Damit verorte ich mich in der Wissenssoziologie und verstehe die Pandemie hinsichtlich ihrer sozialen Auswirkungen als gesellschaftlich hergestellte Wirklichkeit, die über Institutionalisierungsprozesse Erfahrungs- und Bedeutungstypen hervorbringt (Berger/Luckmann 2007).

Im Folgenden möchte ich eine Feldvignette vorstellen und interpretieren, in der ich eine spezifische Form medialer Berichterstattung, einen SPIEGEL-Online-Artikel, über die Pandemie rezipiere. Damit gehen zwei methodisch zu reflektierende Aspekte einher: 1. Medialität. Die fügt sich in den lebensweltanalytischen Ansatz unschwer ein, als soziale und mediale Realität kein Widerspruch sind, sondern gesellschaftliche Wirklichkeit nur über eine Berücksichtigung technischer Kommunikationsmedien adäquat verstanden werden kann (vgl. Keppler 2018, S. 72). Schließlich kommt der alltäglichen Lebenswelt ihre besondere Bedeutung zu, weil Menschen hier handlungswirksam sind und „eine gemeinsame kommunikative Umwelt konstituieren“ (Schütz/Luckmann 1979, S. 25). Da das kontemporäre Leben nicht nur auf unvermittelter Kommunikation basiert, müssen den unterschiedlichen Interaktionsweisen Rechnung getragen werden. Auch der soziale Umgang mit der Corona-Pandemie vollzieht sich in diversen Austauschsituationen. Dabei spielen „Sekundär-Institutionen“ der Sinnproduktion und Sinnvermittlung“ (Keppler 2018, S. 74) eine Rolle und gestalten den gesellschaftlichen Wissensvorrat mit. Die Orientierungsbildung in der modernen Alltagswelt ist aufgrund der Pluralität von Sinn- und Deutungsangeboten und ihren je besonderen Ausahlungsmöglichkeiten und Aneignungsweisen komplex. Zonen „in potenzieller Reichweite“ (Schütz/Luckmann 1979, S. 64) potenzieren sich durch Zoom, Twitter, SPIEGEL Online und Co., wobei diese Medien nur jeweils spezifische Erlebensformen ermöglichen. Die mediale Erfahrung führt dazu, dass „Subjekte in einem Bezug zu Situationen stehen, die ihrem handelnden Eingriff mehr oder weniger stark entzogen sind“ (Keppler 2018, S. 75). So verdoppelt sich die Situation: die, „die erfahren wird“ (ebd., S. 76) ist eine andere als „die, in der erfahren wird“ (ebd.). Eine (sozial)phänomenologische Perspektive muss beiden Verankerungen des Erlebens gerecht werden, um das *Wie* des Erfahrens nachzuvollziehen zu können. In meiner Feldvignette wird deswegen unterschiedlichen Ebenen des Erlebens und Handelns Raum gegeben. Die Handhabung des Smartphones wird ebenso thematisch wie Assoziationen und leibliche Regungen. Der 2. Aspekt betrifft die spezifische Kommunikationssituation, die ohne Interaktionspartner innen auskommt. Bei der Rezeption des Artikels handelt es sich zwar um Kommunikation – im Sinne Reichertz‘ (2017, S. 23) kann man Medi-

eninhalte als kommunikative Handlungen verstehen, die von den Rezipierenden angeeignet werden und in eine „sozial geteilte und sozial verteilte Wissensordnung“ eingebettet sind –, trotzdem fehlen in der Feldvignette interaktionelle Bezüge, die andere Akteur_innen direkt involvieren und für das Verständnis der Rezeption maßgeblich wären. Das überfordert aber schlicht meine singulär durchgeführte Corona-Forschung. Trotzdem wird hier m. E. ein Ausschnitt von Weltaneignung sichtbar, der für die Corona-Pandemie relevant ist, weil das Verstehen der Herstellung einer veränderten gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht auf Prozesse medialer Wissensgenerierung anhand ihrer Übersetzung in subjektive Erfahrungsweisen verzichten kann. Einen kleinen Einblick in solche Transformationsprozesse sollen mein Datenmaterial und die darauf aufbauenden Deutungen geben.

Mit der Feldvignette präsentiere ich spezifische Erlebensdaten, die einer rekonstruktiven Analyse unterzogen werden. Dabei soll eine Erfahrungsspur in der Krise herausgearbeitet werden – mit der Schwierigkeit, dass das Feld keine Appräsentationen von Fremderleben als Kontrollpotenzial bietet (vgl. dazu Hitzler/Eisewicht 2020, S. 10). So bleiben nur die Interpretation der Selbstbeobachtung und ihre theoretische Kontextualisierung. Nichtsdestotrotz lohnt sich diese besondere Einzelfallperspektive, da sie dem Feld gerecht wird. Das Rezipieren von Online-Medien ist nicht zwangsläufig auf Vergemeinschaftungsprozesse angewiesen. Mit der ethnographischen Herangehensweise soll das Erleben der spezifischen Situation in seiner gleichzeitig singulären und kommunikativen Dimension rekonstruiert werden. Die Beschreibungen werden in der Feldvignette mit Deutungen verbunden, die dem interpretativen Nachvollzug dienen.

4 Feldvignette und Deutungen: The Pandemic and the City

Es ist der 27.03.2020. Ich sitze an meinem Küchentisch und rufe die SPIEGEL-App auf meinem Handy auf. Die Überschrift des ersten Artikels lautet: *Pandemie in den USA. New York City wird zum Epizentrum der Coronakrise* (Pitzke 2020). Ich scrolle auf dem Smartphone herunter und sehe ein Bild, auf dem eine breite, mit Werbung flankierte Straße zu erkennen ist – offensichtlich handelt es sich um New York. Darauf versinkt die Stadt im Regendunst. In der Mitte sieht man eine dunkel gekleidete, gebückte Gestalt, die einen Rollator, an dem ein Regenschirm befestigt ist, über einen Zebrastreifen schiebt. Ein Bild, das ich als apokalyptisch wahrnehme und das in mir Unbehagen erzeugt.

Die Beschreibungen der Feldvignette beginnen mit Verortungen, welche die Situation konturieren und implizit mit einem Zeitgeschehen kontextualisieren. Mit dem Datum wird die erste Phase der COVID-19-Pandemie als Hintergrundwissen und Verstehenshorizont aufgerufen. Die Alltäglichkeit der heimischen Wohnung, in der sich die Ethnographin⁸ körperlich befindet, wird mit dem virtuellen Zugriff auf ein Wissen über die Welt verbunden, welches ihre konkrete Wirkzone überschreitet. Der sich über Wissen vollziehende Zugang zur Welt in potenzieller Reichweite liegt buchstäblich in den Händen der Ethnographin, durch Wischbewegungen mit dem Daumen ruft sie den Artikel sukzessive auf. Die Auseinandersetzung mit den so vermittelten Inhalten geschieht kognitiv. Die Überschrift des medialen Inhalts eröffnet eine Krisendarstellung im Kontext der Corona-Pandemie. Der Begriff Epizentrum verweist

8 Um zwischen den Erfahrungen *im Feld* und der reflexiven Interpretation *außerhalb des Feldes* zu unterscheiden, nutze ich in den Deutungen die Figur der *Ethnographin*. Das dient sprachlich schlicht der Unterscheidung zwischen Repräsentationen, die sich auf die Involvierung in das Feld beziehen, und Darstellungen, welche die Analyse dieser berühren. Dem „Oszillieren zwischen Annäherung und Distanz“ (Bonz et al. 2017, S. 14) soll so Rechnung getragen werden.

dabei auf eine geografische Dimension des Infektionsgeschehens. So wird es mit einer räumlichen Logik verbunden und hinsichtlich seiner Verheerungen spatial ausdifferenziert. Hierbei wird New York als Zentrum der Krise ausgerufen, ein urbaner Ballungsraum mit massenmedialer Strahlkraft, die man an unzähligen Hollywood-Produktionen festmachen kann, welche die Stadt nicht nur als Kulisse ihrer Narrationen wählten, sondern sie selbst zur Protagonistin erhoben. Auf die Wahrnehmung der Headline, die eine Leserichtung vorgibt, folgt das Betrachten eines Bildes von New York, auf dem Charakteristika der Stadt symbolisch mit sozialen Isolationsphänomenen assoziiert werden. In einer regnerischen Großstadtkulisse stützt sich eine vereinzelt Person auf einen Rollator. Die Ethnographin erlebt dieses Bild als apokalyptisch, als Darstellung eines sozialen Zustands, der aus einem die vorherige Ordnung bedrohenden Umbruch resultiert.

Ich war einmal, vor ein paar Jahren, in New York. Wenn ich daran zurückdenke, erinnere ich mich an einen Schneesturm, der alles in Grau-Weiß getaucht hat. Damals hatte ich Schwierigkeiten, in mein Hotel zurückzufinden. Ich bin in einer Bar gestrandet, deren Wände mit Bildern von Boxern übersät waren. Dort habe ich mich an die Theke gesetzt und Bier getrunken, den Erzählungen meiner Sitznachbar_innen gelauscht und mit dem Barkeeper gequatscht. Selbst während dieses Blizzards kam mir New York voll, bunt und laut vor.

Auf die ersten Eindrücke des Artikels reagiert die Ethnographin mit einer Assoziation, einer Erinnerung an einen Aufenthalt in New York. Das sedimentierte Erfahrungswissen über die Stadt wird als Vergleichshorizont aufgerufen. Hierbei spielt auch eine als außergewöhnlich gerahmte Situation eine Rolle, die allerdings nicht in einer Art postapokalyptischer Isolation mündet, sondern im Finden einer hedonistisch orientierten Gemeinschaft. Die Bedrohung der Ordnung, die sich in der Orientierungslosigkeit spiegelt, resultiert nicht in ihrem Zusammenbruch, vielmehr bietet das soziale Leben der Stadt Halt. Das drängt sich als Gegensatz zu den Inszenierungselementen des Bildes auf.

Ich scrolle herunter zum schriftlichen Teil des Artikels. „Die Todesfälle rücken immer näher. Broadway-Legende Terrence McNally, der das Buch des Musicals ‚Kiss of the Spider Woman‘ schrieb, war 81. Nashom Wooden, Nightlife-Ikone und vielen New Yorkern als Dragqueen Mona Foot bekannt, war 50. Dez-Ann Romain, Direktorin der Brooklyn Democracy Academy war 36“ (Pitzke 2020). Seitdem die Krisennachrichten in den letzten Wochen ein für mich schwer auszuhaltendes Ausmaß angenommen habe, überfliege ich Artikel meist nur noch. Selten setze ich mich einer langsamen und damit genauen Leselektüre aus – wobei mir die Nachrichten inzwischen wieder erträglicher erscheinen. Trotzdem bin ich vorsichtig beim Konsum von Online-Berichterstattungen. Einerseits interessieren mich die Katastrophenschlagzeilen, andererseits machen sie mir Angst. Ich überfliege also die Namen der Prominenten von New York und frage mich dabei, was das soll. Deswegen lese ich den Abschnitt noch einmal. Erst jetzt wird mir klar, dass die Alterszahlen der Verstorbenen abnehmen. Deswegen rücken die Todesfälle immer näher. Junge Menschen sterben. Eine Elite wird dezimiert. Jeden kann es treffen? Ist das die alles andere als subtile Botschaft: Wiegt euch nicht in Sicherheit, ihr Jungen? Uns kann es auch treffen! Das Virus ist doch ein größerer Gleichmacher, als ihr vielleicht denkt. Mich überfällt wieder ein Gefühl von Enge im Brustraum. Meine Atmung verflacht sich, wie ich es aus ähnlichen Situationen inzwischen kenne.

Nach dem kognitiven Ausflug in die Erinnerung, der als Identifikationsprozess verstanden werden kann, insofern dadurch ein biografischer Bezug zur rezipierten Thematik hergestellt wird, führt die Ethnographin die Auseinandersetzung mit dem Artikel fort. Auf den visuellen Einstieg folgt ein sprachlicher Abschnitt, der mit einer performativen Einführung in die Thematik beginnt, indem semantisch eine Bedrohung durch den Tod aufgerufen wird und zunächst unklar bleibt, wer von dem drohenden Unheil betroffen ist. Die sich daran anschließende Konkretisierung besteht aus einer Aufzählung von Namen prominenter New York-

ker_innen, die als solche den Rezipierenden vorgestellt werden. Auf die Darstellung der sprachlichen Inszenierung folgt in der Feldvignette ein Bruch. Aus der Innensicht der Ethnographin wird ihr situationsübergreifender Umgang mit von ihr als entsprechend gelabelten Krisennachrichten reflektiert: eine zeitbezogene Abwehrstrategie, welche die Informationsdichte reduzieren und die Auseinandersetzungsspanne verkleinern soll. Somit soll eine Art relativer Ignoranz dazu dienen, den affektuellen Widerhall zu vermindern. Der Online-Berichterstattung spricht sie dabei ein besonderes Gefahrenpotenzial zu, das es durch Rezeptionsstrategien zu kontrollieren gilt. Diese Form des medienbezogenen Gefühlsmanagements wendet sie dann auch auf den aktuellen Auseinandersetzungsprozess an, der sich schließlich an der Frage bricht, wie die Aufzählung in dem Artikel zu deuten ist. Bei nochmaligem Lesen interpretiert sie diese hinsichtlich der absteigenden Alterszahlen als Inszenierung einer gruppenübergreifenden Bedrohung. Die performative Semantik des Artikels übersetzt sich so in konkrete Zuschreibungen und Assoziationen, die sich schließlich leiblich als Gefühl von Enge (vgl. dazu Schmitz 1998) niederschlagen. Die abstrakten Informationen werden in eine subjektive Betroffenheit transformiert. Hintergrund der Anverwandlung ist der Wissenshorizont, der mit der COVID-19-Pandemie einhergeht und sich auf potenzielle Betroffenheit und Nicht-Betroffenheit von Risikogruppen bezieht. Dieser Bedeutungskontext zeigt sich in der Suchbewegung, welche sich in den Assoziationen des inneren Monologs finden. So bildet sich eine Lesart des Textes heraus: Es wird die Botschaft vermittelt, dass das Virus für jeden/jede tödlich sein kann und Rationalisierungen, die sich auf gruppenbezogene Wahrscheinlichkeiten beziehen, die Realität einer Katastrophe verkennen. Die Form des Textes wird so Teil der Deutung der Rezipientin, die sich dagegen trotz Abwehrstrategie nicht wehren kann – sie wird in die Emotionalität der Berichterstattung involviert.

Ich scrolle weiter herunter. „Knapp 200 New Yorker sind schon an den Folgen des Corona-Virus gestorben: Alte und Junge, Prominente und Unbekannte. Selbst das New York Police Department meldet mehr als 3200 kranke Cops, knapp ein Zehntel der gesamten Truppe“ (Pitzke 2020). Ich fange an zu schwitzen, mir wird ein bisschen schwindelig. Ich spüre ein leichtes Ziehen im Brustbereich. Dann seufze ich und denke wieder an New York, wie ich es erlebt hatte: volle Bürgersteige, bunte Reklameschilder, riesige Straßen und hohe Häuser. Die Stadt wirkte einschüchternd auf mich. Jetzt vermisse ich sie. Ich scrolle weiter herunter. „Fast jede dritte Corona-Infektion in den USA findet sich inzwischen in New York City, bis Mittwochabend zählten sie insgesamt mehr als 17.000. Gouverneur Andrew Cuomo spricht von ‚astronomischen Zahlen‘, und sie wachsen täglich. Die sonst so lebendige 8,6-Millionen-Metropole, seit dieser Woche unter einer Ausgangssperre, ist in Angst erstarrt“ (ebd.). Ich lese und werde immer trauriger.

Im Fortgang des Artikels werden die Verheerungen der COVID-19-Pandemie in der Stadt anhand einer Zahl weiter glaubhaft gemacht und überkategorial entgrenzt. Die Einwohner_innen New Yorks erscheinen so als Betroffene, ihre geografische Lage macht sie zu Opfern der Erkrankung. Das wird mit dem Verweis auf den Krankenstand in der Exekutive weitergeführt, wodurch die Gefährdung gesellschaftlicher Ordnung mittransportiert wird. Die Ethnographin reagiert wieder in einem leiblichen Modus der Betroffenheit und ruft die biografische Gegenfolie ihrer Erinnerungsbilder als Maximalkontrast auf, in der die Stadt nicht als Opfer der Pandemie erscheint, sondern als einschüchternde eigenlogische Metropole, die retrospektiv zum Sehnsuchtsort wird. In dem Artikel wird das Ausmaß der Pandemie im Anschluss anhand weiterer Zahlen plausibilisiert, außerdem wird der Gouverneur als Bürge des Geschehens und der vorgenommenen Bewertung angeführt. Die Inszenierung der außer Kraft gesetzten Ordnung kumuliert in der Gegenüberstellung der vorgängigen Lebendigkeit mit der kontemporären emotional aufgeladenen Ausgangssperre. So wird die Stadt zu einem Sinnbild des Verlusts sozialen Lebens.

Ich scrolle herunter und sehe ein Bild: Menschen in Schutzanzügen und mit Atemmasken führen einen Test auf COVID-19 durch. In medizinische Schutzkleidung gehüllte Menschen sind inzwischen ein alltägliches Bild für mich geworden. Es ist assoziiert mit dem Sterben. Ich erinnere mich an die Bergamo-Berichterstattung, in der die Einblicke in ein Krankenhaus mit Überlastung und einem unkontrollierbaren Sterben verbunden waren. Auch das Bild, das eine COVID-19-Testung in New York zeigt, ist für mich mit dem Schrecken der Infektion und nicht mit einem professionellen medizinischen Umgang damit assoziiert. Menschen in Schutzkleidung erscheinen mir nicht als Rettung, sondern als letzte Station.

Das zweite Bild, das von der Ethnologin rezipiert wird, zeigt den sozialen Umgang mit der Pandemie in seiner medizinischen Dimension und führt zu weiteren Assoziationen, die sich pandemieintern auf eine Historie der entsprechenden medialen Auseinandersetzung beziehen. Die Symbole der Abwehr des Sterbens werden mit eben diesem verbunden und entsprechend gedeutet. Hier erscheint der medizinische Kontext (noch) als Vorbote des Ablebens und nicht als Möglichkeit seiner Verhinderung. Bergamo als Sinnbild für ein Sterben in der Pandemie, das professionelle Bewältigungsanstrengungen unterläuft, wird als Vergleichshorizont assoziativ aufgerufen. Entsprechend wird die Schutzkleidung als eine Art Mahnung interpretiert und nicht als potenzielle Rettung.

Ich lese den Artikel zu Ende. Schnell und immer schneller. Die Worte fliegen an mir vorbei. Zahlen von Infizierten, Toten, Intensivbetten. Überforderung der Kliniken, des gesamten Gesundheitssystems, eine provisorische Leichenhalle aus Kühllastern. Wieder das Ziehen in der Brustgegend. Der letzte Abschnitt des Artikels: „Wir werden es überstehen“, sagt Cuomo. „Ich liebe New York, weil New York euch liebt. New York liebt euch alle“. Die letzten Sätze verwirren mich. Die Liebe wird uns retten? Die Liebe wird eine Stadt retten, die hier mehr ist als nur der Schauplatz einer Tragödie? Die zum Symbol des Untergangs wird? Ich lege das Handy beiseite.

Auf die Konfrontation mit der Inszenierung, welche die Ethnologin mit dem Sterben assoziiert, reagiert sie mit ihrer zuvor explizierten Rezeptionsbewältigungsstrategie. Sie erhöht also das Lesetempo, nimmt die Informationen, die sich vor allem auf den Umgang mit dem Dahinscheiden und den toten Körpern beziehen, nur noch peripher auf, entgeht dabei aber nicht einer Affizierung, die sich wiederum leiblich niederschlägt. Ein Bruch damit tritt mit dem Lesen des Endes des Artikels ein. Für die Ethnologin unvermittelt wird erneut der Gouverneur zitiert, diesmal allerdings als Hoffnungsbotschafter, der eine Liebeserklärung an die Metropole ausspricht, die so in ihrer Symbolität zum semantischen Inhalt wird. Über die Menschen hinaus wird eine soziale Errungenschaft, eine Institution abstrahiert, die den Verlust einzelner Personen überstehen und in ihrem Bedeutungsüberschuss Bestand haben wird.

5 Die Inszenierung von Katastrophen und die Opfer zweiten Grades

In der vorgestellten Feldvignette mit ihren rekonstruktiven Erläuterungen wird die Rezeption eines medialen Inhalts geschildert, in dem die Verheerungen der Corona-Pandemie im März 2020 in New York City thematisiert werden. Damit stellt sich für eine analytische Kontextualisierung die Frage, wie man diese Form der Kommunikation verstehen kann, um in hermeneutischer Tradition nach dem Allgemeinen im Besonderen zu fahnden (exemplarisch Soeffner 1989). Welche Narration entfaltet sich in der subjektiven Aneignung, die im Vordergrund

der Daten steht? Zweifellos findet sich hier eine Form „mediatisierter Leidenskommunikation“ (Scholz 2012, S. 42), welche die Auswirkungen der Gesundheitskrise zum Gegenstand hat und auf besondere Weise inszeniert. Mit Tobias Scholz kann man danach fragen, ob es sich um einen Katastrophenbericht handelt. Selbiger hat eine Studie zur „bildlich-medialen Teilhabe an Katastrophenereignissen“ (ebd., S. 21) durchgeführt und dabei den entsprechenden Umgang mit der „Tsunamikatastrophe Ende 2004“ (ebd.) analysiert. Dabei interessiert sich Scholz für den unwahrscheinlichen Fall distanzierter Mitleids, das in kooperativem Handeln mündet. Auch wenn ein Tsunami schwerlich mit SARS-CoV-2 verglichen werden kann, handelt es sich bei beidem um eine aus der natürlichen Umwelt stammende Gefahr, die für Menschen tödliche Folgen zeitigen kann; insofern kann man nach Parallelen und Unterschieden der Bedrohungen und ihrer Mediatisierbarkeit suchen, um die vorgestellte Form der kommunikativen Auseinandersetzung mit der Corona-Pandemie besser zu verstehen.⁹

Die erste offensichtliche Parallele der Narrative (Tsunami, COVID-19) findet sich darin, dass das Leid anderer Menschen zum Gegenstand erhoben wird, um eine „emotionale Beteiligung am Geschehen“ (ebd., S. 22) zu ermöglichen. Die Aufgabe der Medien bezieht sich bei der Thematisierung fremden (auch geografisch fernen) Leids darauf, die physische Distanz kommunikativ zu überwinden (vgl. ebd., S. 26) und den „Charakter des Realen“ (ebd., S. 30) zu erzeugen. In der Feldvignette zeigt sich, dass Besagtes auch bei der Rezeption des Artikels der Fall ist. Darüber hinaus finden sich weitere Elemente, die einer Katastrophenberichterstattung zugeordnet werden können: (unschuldige) Opfer werden vorgestellt, die selbstverständliche Handlungsmöglichkeiten verlieren (vgl. ebd., S. 30), die Erosion sozialer Ordnung wird thematisiert (vgl. ebd., S. 28) und durch Visualisierungen wird die Teilhabe der Rezipient_innen auf spezifische Weise konstituiert (vgl. ebd., S. 43). Letzteres soll hier gesondert betrachtet werden. Scholz unterscheidet anhand der Tsunami-Berichterstattung vier Gruppen von Motiven: Bilder des Normalzustandes, der Zerstörung, der Opfer und der Hilfeleistung bzw. Kooperation (vgl. ebd., S. 32). Hierbei zeigt sich, dass die Verheerungen und Leidtragenden mit konkreten Bildern darstellbar und somit visuell leicht zugänglich sind. Die Corona-Pandemie und ihre Folgen sind schwerer abzubilden, dieser Unterschied verweist auf die unterschiedliche Mediatisierbarkeit der Ereignisse. Am Beispiel des New-York-Artikels lassen sich einige Differenzen nachzeichnen. So kann man das Bild der einsamen Gestalt auf einer breiten Straße der Metropole mit dem typischen „Vorher/Nachher-Vergleich“ (ebd., S. 33) der Tsunami-Katastrophe in Beziehung bringen. Hier wird eine soziale Folge der Pandemie, die Reduzierung des öffentlichen Lebens, visualisiert, wobei die Bekanntheit des gewählten Settings das *Vorher* als Assoziation hervorruft. Da die Auswirkungen der Pandemie geteilte Erfahrungen erzeugen, kann der vorgängige Normalzustand als Gegenfolie implizit bleiben.

In dem Artikel wird eine stärker symbolische Bildsprache gewählt, welche sich auf eine Bedrohung bezieht, die sich nicht in einem plötzlichen Ereignis entlädt und entsprechend nicht anhand konkreter Bilder der Zerstörung eingefangen werden kann. Die Evidenz der Gefährdung wird narrativ mit den abnehmenden Altersangaben der Verstorbenen erzeugt und mit Bildern von Menschen in Schutzkleidung. Die potenzielle Überforderung des Systems Medizin ist Teil der dargestellten Pandemie-Problematik. So wird die Tatsächlichkeit der Gefahr symbolisch mit Personen in Schutzkleidung bezeugt. Schließlich wird erst mit den Zitaten der Aussagen des Gouverneurs die Hoffnung bzw. Aussicht auf eine Wiederherstel-

9 Die Tsunamikatastrophe als Medienereignis ist hinsichtlich ihrer Inszenierungs- und Rezeptionsaspekte umfassend beforscht worden (vgl. u.a. Kivikuru/Nord 2009; Arquembourg 2010; Hutchison 2014). Um spezifische Konzepte differenziert mit der Corona-Pandemie in Beziehung bringen zu können, wird in der vorliegenden theoretisch-analytischen Kontextualisierung vor allem auf die Studie von Scholz Bezug genommen, die dezidiert Darstellungsweisen mit ihren potenziellen Wirkungen in Beziehung setzt.

lung der Ordnung, Teil des Re-Integrations-Rituals der medialen Berichterstattung (vgl. ebd., S. 28), inszeniert – verstehbar als Reaktion auf die die Schwere der Gefährdung transportierenden Bilder.

Eine weitere Differenz besteht hinsichtlich der „Opfer zweiter Ordnung“ (ebd., S. 50). Scholz unterscheidet im Rahmen der Visualisierung der Katastrophe zwischen Verletzten, „die ›mit dem Leben davongekommen sind‹“ (ebd., S. 48) und sich „weniger für die Erzeugung von Mitleid“ (ebd.) eignen, da sie die Rezipierenden nicht „›aus dem Bild heraus‹ ansehen“ (ebd.) können und sekundären Opfern, „die ›mit dem Schrecken davon gekommen‹ sind und nicht körperlich beeinträchtigt wurden“ (ebd., S. 49). Auf den Mienen Letzterer zeigten sich die angemessenen Reaktionen auf die Situation. Dabei seien sie für die emotionale Rezeption maßgeblich. In diesem Sinne finden sich im vorgestellten Artikel keine Opfer zweiter Ordnung. Aber auf die Besonderheit der Corona-Pandemie als globales Phänomen bezogen, könnte man die Rezipierenden des Artikels als potenzielle sekundäre Opfer verstehen, womit der Bereich der Visualisierungen verlassen wird und der Aneignungsprozess und das Wissen der Rezipierenden in den Fokus rücken. Die Verarbeitung der medialen Kommunikation über *Corona* ist nicht ohne das Kontextwissen verständlich, dass die Lesenden selbst von der Pandemie betroffen sind. Die emotionalen Reaktionen ergeben sich also aus dem distanzierten Mitleid, das sich mit einem Nahverhältnis verbindet, das die Inszenierung des Artikels dezidiert adressiert. So findet eine mediale Kommunikation statt, die Opfer zweiter Ordnung adressiert, die beim Lesen assoziativ auf eigene Erfahrungen in der Krise rekurrieren und so emotional in die Leidenskommunikation involviert werden. In der Feldvignette zeigt sich das anhand der Assoziationen, Erinnerungen, Affekte und Lesestrategien. Selbst potenziell von der Erkrankung betroffen zu sein, auch als Teil einer Gemeinschaft oder Gesellschaft, führt zu einer Vulnerabilität, die sich in den leiblichen und emotionalen Reaktionen spiegelt. Die in der Inszenierung aufscheinende Gefahr betrifft nicht nur andere, sondern auch die Rezipierenden selbst. So wird das dargestellte Geschehen zu einer möglichen Zukunft. Die Enge in der Brust, das beschleunigte Lesen, die Assoziationen in Form biografischer Erinnerungen lassen die im Artikel inszenierte Corona-Wirklichkeit als erfahrbaren Teil lebensweltlicher Verarbeitung in der Rezeption erscheinen. Folglich werden Dissoziationen unterlaufen, denn die Opfer zweiter Ordnung sind nicht *nur* Zuschauer, sondern auf spezifische Weise Involvierte.¹⁰ Man kann die hier vorgestellte mediale Kommunikation über die COVID-19-Pandemie also durchaus als Katastrophenberichterstattung verstehen, die allerdings aufgrund der Beschaffenheit und Globalität des Phänomens eine eigene Gestalt entwickelt.

6 Ethnographische Forschung und die soziale Wirklichkeit der Pandemie

Eine grundlegende Frage der sozialwissenschaftlichen Erforschung der COVID-19-Pandemie bezieht sich darauf, wie sich das gesellschaftliche Leben unter Pandemiebedingungen verändert. Dabei erscheinen Menschen nicht als Marionetten von sie bedrohenden infektiösen organischen Strukturen, sondern als Sinnstiftende, die ihre Selbst- und Weltdeutungen in Auseinandersetzung mit den veränderten Verhältnissen anpassen. Betroffen davon sind die

10 Die Frage nach der kognitiven und emotionalen Einbindung der Rezipierenden in das Geschehen ist ein Forschungsaspekt der Katastrophenforschung, der unterschiedliche Konzeptualisierungen nach sich gezogen hat und Varianten von Responsivität in den Vordergrund stellt (vgl. Kaplan 2008).

gesellschaftlichen Makro- und Mesoebenen, genauso wie Mikrostrukturen, denn die Pandemie transformiert eben auch und gerade alltägliche Lebenswelten radikal. Um Veränderungen des Erfahrens und Erlebens zu untersuchen, bietet sich die Ethnographie an, vor allem in ihrer lebensweltanalytischen Ausprägung. Ich lehne mich an diese an, indem ich Ausschnitte meines *everyday lifes* zum Forschungsfeld umdeute und mich dabei auch der Rezeption von Online-Berichterstattungen widme. Die Beobachtung der Auseinandersetzung mit Medieninhalten offenbart, wie sich spezifische Inszenierungen der Krise in ein leiblich und affektiv getragenes Wissen über die Krise übersetzen. Dabei spielen biografische Assoziationen eine besondere Rolle, die ich mit dem Konzept sekundärer Opfer kontextualisiere, um zu zeigen, wie die Katastrophenberichterstattung über die COVID-19-Pandemie Identifikation erzeugt.

Die Konfrontation mit der Pandemie entfaltet sich im dargestellten Beispiel als Übergang: Aus dem Rezipieren zunächst abstrakter Informationen entsteht das Gefühl des eigenen Betroffenseins aufgrund medialer Inszenierungen. Die Transformation einer auch vor allem durch Wissen vermittelten sozialen Welt in subjektbezogene Erfahrungen, die alltägliche Lebenswelten verändern, kann mit dem Fokus auf Erlebensaspekte untersucht werden. Das sollte exemplarisch mit dem Datenmaterial, den Rekonstruktionsvorschlägen sowie der analytischen Kontextualisierung gezeigt werden. Damit soll ein kleines Puzzelteil zum Verständnis des Pandemie-Erlebens und der damit verbundenen Handlungsstrategien zu einem wissenschaftlichen Gesamtbild beigesteuert werden, zu dem die qualitative Forschung insgesamt einen unverzichtbaren Beitrag leistet.

Die Ethnographie als feldsensible und opportunistische Forschungsstrategie (vgl. dazu Amann/Hirschauer 1997, S. 16–19) kann m.E. das qualitativ erzeugte Verständnis des gesellschaftlichen Lebens unter COVID-19-Bedingungen ergänzen, indem sie der Analyse von Sichtweisen und ihnen zugrunde liegenden Strukturen deskriptive Annäherungen an das konkrete Erleben zur Seite stellt. Hierzu sind unterschiedliche Ethnographien fruchtbar, welche die diversen Felder, die durch die gesellschaftlichen Transformationen entstanden sind, untersuchen. Wie erleben Hochbetagte die Präsenz im öffentlichen Raum? Welche spezifischen Bildungserfahrungen machen Schüler_innen und Lehrer_innen beim Homeschooling? Auf welche Weise ändern sich familiäre Strukturen durch die Überlagerungen von Rollenzumutungen? Welche politischen Maßnahmen sollten hinsichtlich ihrer erlebensbezogenen Auswirkungen untersucht werden, um ihre sozialen Konsequenzen umfänglich einordnen zu können? Methodisch wäre außerdem zu überlegen, ob das, was ich zuvor als Laien-Ethnographien bezeichnete, in die wissenschaftliche Erschließung kultureller Transformationen einbezogen werden könnte. Neben makrosoziologisch angelegten Zeitdiagnosen und ihrem gesamtgesellschaftlichen Orientierungspotenzial sollten auch die mikrosoziologische Forschung und ihre Varianten, die auf das Erleben gerichtet sind, nicht vernachlässigt werden, denn hier zeigt sich die Krise als Gegenstand alltäglicher Lebenswelten.

Literatur

- Allmendinger, J. (2021): *Es geht nur gemeinsam! Wie wir endlich Geschlechtergerechtigkeit erreichen*. Berlin.
- Amann, K./Hirschauer, S. (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Hirschauer, S./Amann, K. (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a.M., S. 7–51.
- Anderson, L. (2006): Analytic Autoethnography. In: *Journal of Contemporary Ethnography*, 35. Jg., H. 4, S. 373–395. <https://doi.org/10.1177/0891241605280449>

- Arquembourg, J. (2009): Who did the tsunami happen to? An analysis of the media account of events as part of a process in collective understanding. In: *Global Media und Communication*, 5. Jg., H. 3, S. 389–404. <https://doi.org/10.1177/1742766509356487>
- Baur, N./Knoblauch, H./Akremi, L./Traue, B. (2018): Qualitativ – quantitativ – interpretativ: Zum Verhältnis methodologischer Paradigmen in der empirischen Sozialforschung. In: Akremi, L./Traue, B./Knoblauch, H./Baur, N. (Hrsg.): *Handbuch interpretativ forschen*. Weinheim, S. 246–284.
- Becker, T. (2020): Die Rückkehr der Taxifahrer. Warum sitzen heute überall Soziologen und erklären die Welt? <https://www.spiegel.de/kultur/soziologen-hype-frueher-taxifahrer-heute-welterklaerer-a-00000000-0002-0001-0000-000173324658> (01. Oktober 2021)
- Berger, P.L./Luckmann, T. (2007): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.
- Bonz, J./Eisch-Angus, K./Hamm, M./Sülzle, A. (2017): Ethnografische Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Eine Einleitung. In: Bonz, J./Eisch-Angus, K./Hamm, M./Sülzle, A. (Hrsg.): *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode des reflexiven Forschens*. Wiesbaden, S. 1–24. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15838-5_1
- Breidenstein, G./Hirschauer, S./Kalthoff, H./Nieswand, B. (2013): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz.
- Corsten, M./Oswald, S./Wittchen, T. (2021): Gebremst oder gefördert? Berufliche Zukunftsgestaltung auf Widerruf für junge Erwachsene während der COVID-19-Pandemie. In: *BWP – Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis*, 50. Jg., H. 2, S. 42–45.
- Dörre, K. (2020): Die Corona-Pandemie – eine Katastrophe mit Sprengkraft. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 30. Jg., H. 2, S. 165–190. <https://doi.org/10.1007/s11609-020-00416-4>
- Eisenmann, C./Meyer, C. (2020): Wearing a Face Mask in Everyday Life – About Recalibrations in the Interactional Infrastructure of Global Cooperation. In: *Global Cooperation Research. A Quaterly Magazine*, 2. Jg., H. 2, S. 6–8.
- Ellis, C. (2004): *The ethnographic I. A methodological novel about autoethnography*. Walnut Creek.
- Ellis, C./Adams, T.E./Bochner, A.P. (2010): Autoethnografie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 345–357. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_24
- Ellis, C./Rawicki, J. (2020): A Researcher and Survivor of the Holocaust Connect and Make Meaning during the COVID-19 Pandemic. In: *Journal of Loss and Trauma*, 25. Jg., H. 8, S. 605–622. <https://doi.org/10.1080/15325024.2020.1765099>
- Flick, U./Kardoff, E.v./Steinke, I. (2010): 1. Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, U./Kardoff, E.v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek, S. 13–29.
- Fowley, C. (2020): Grief in Times of Corona (Envoi). In: *Qualitative Inquiry*, 27. Jg., H. 7, S. 771–772. <https://doi.org/10.1177/1077800420960140>
- Garfinkel, H. (2011): *Studies in ethnomethodology*. Cambridge.
- Gobo, G. (2010): *Doing ethnography*. Los Angeles.
- Gruber, M./Eberl, J.M./Lind, F./Boomgaarden, H.G. (2021): Qualitative Interviews with Irregular Migrants in Times of COVID-19: Recourse to Remote Interview Techniques as a Possible Methodological Adjustment. In: *Forum Qualitative Social Research*, 22. Jg., H. 1, Art. 7.
- Halberg, N./Jensen, P.S./Larsen, T.S. (2021): We are not heroes – The flipside of the hero narrative amidst the COVID19-pandemic: A Danish hospital ethnography. In: *Journal of advanced nursing*, 77. Jg., H. 5, S. 2429–2436. <https://doi.org/10.1111/jan.14811>
- Harris, A./Holman Jones, S. (2020): Massive and Microscopic: Autoethnographic Affects in the Time of COVID. In: *Qualitative Inquiry*, 77. Jg., H. 5, S. 2429–2436.
- Hirschauer, S. (2020): Ungehaltene Dialoge. Zur Fortentwicklung soziologischer Interdisziplinarität. In: *Soziopolis*. <https://www.sozio.polis.de/ungehaltene-dialoge.html> (01. Oktober 2021)
- Hitzler, R./Eisewicht, P. (2020): *Lebensweltanalytische Ethnographie – im Anschluss an Anne Honer*. Weinheim/Basel.
- Honer, A. (1993): *Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-14594-3>

- Hutchison, E. (2014): A Global Politics of Pity? Disaster Imagery and the Emotional Construction of Solidarity after the 2004 Asian Tsunami. In: *International Political Sociology*, 8. Jg., H. 1, S. 1–19. <https://doi.org/10.1111/ips.12037>
- Irwin, C.E. (2021): Catching a Break: Accessibility, Empathy, and COVID-19. In: *Qualitative Inquiry*, 27. Jg., H. 7, S. 798–805. <https://doi.org/10.1177/1077800420967889>
- Kaplan, E.A. (2008): Global trauma and public feelings: Viewing images of catastrophe. In: *Consumption Markets & Culture*, 11. Jg., H. 1, S. 4–24. <https://doi.org/10.1080/10253860701799918>
- Keitel, C./Volkmer, M./Werner, K. (2020): Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839454329>
- Keppler, A. (2018): Medien, Lebenswelt und Alltagshandeln. In: Hoffmann, D./Winter, R.: *Mediensoziologie. Handbuch für Wissenschaft und Studium*. Baden-Baden, S. 71–85. <https://doi.org/10.5771/9783845264196-70>
- Kivikuru, U./Nord, L. (2009): After the Tsunami. Crisis Communication in Finland and Sweden. Göteborg.
- Kozinets, R.V. (2011): *Netnography. Doing ethnographic research online*. Los Angeles.
- Lessenich, S. (2020): Soziologie – Corona – Kritik. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 30. Jg., H. 2, S. 215–230. <https://doi.org/10.1007/s11609-020-00417-3>
- Lévi-Strauss, C. (1988): *Traurige Tropen*. Frankfurt a.M.
- Lobe, B./Morgan, D./Hoffman, K.A. (2020): Qualitative Data Collection in an Era of Social Distancing. In: *International Journal of Qualitative Methods*, 19. Jg., H. 1, S. 1–8. <https://doi.org/10.1177/1609406920937875>
- Meuser, M./Sackmann, R. (1992): Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. In: Meuser, M./Sackmann, R. (Hrsg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler, S. 9–37.
- Mondada, L./Bänninger, J./Bouaouina, S./Gauthier, G./Hänggi, P./Koda, M./Svensson, H./Tekin, B. S. (2020): Changing social practices. Covid-19 and new forms of sociality. In: *Etnografia e ricerca qualitative*, 13. Jg., H. 2, S. 217–232.
- Pierburg, M. (2021): Theorie und Pandemie: eine Annäherung an Modi ethnographischer Sinnstiftung. In: Corsten, M. (Hrsg.): *Praxis. Ausüben. Begreifen*. Weilerswist. <https://doi.org/10.5771/9783748912583-137>
- Pitzke, M. (2020): New York wird zum Epizentrum der Coronakrise. <https://www.spiegel.de/politik/ausland/coronakrise-new-york-city-wird-zum-epizentrum-a-2f0391f6-386a-4d1c-bdb1-9e55633bf8ef> (01. Oktober 2021)
- Ploder, A./Stadlbauer, J. (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, 116. Jg., H. 3+4, S. 373–404.
- Przyborski, A./Wohrab-Sahr, M. (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Reichert, J. (2017): Einleitung: Die Mediatisierung der deutschen Forensik. Ein wissenschaftlicher Medienwirkungsansatz. In: Reichert, J./Meitzler, M./Plewnia, C. (Hrsg.): *Zur Mediatisierung des forensischen Feldes*. Weinheim/Basel, S. 7–32.
- Richardson, J./Godfrey, B./Walklate, S. (2021): Rapid, remote and responsive research during COVID-19. In: *Methodological Innovations*, 14. Jg., H. 1, S. 1–9. <https://doi.org/10.1177/20597991211008581>
- Rosa, H. (2020): Pfadabhängigkeit, Birfukationspunkte und die Rolle der Soziologie. Ein soziologischer Deutungsversuch der Soziologie. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 30. Jg., H. 2, S. 191–213. <https://doi.org/10.1007/s11609-020-00418-2>
- Schmitz, H. (1998): *Der Leib, der Raum und die Gefühle. Ostfildern*.
- Scholz, T. (2012): Distanziertes Mitleid. Mediale Bilder, Emotionen und Solidarität angesichts von Katastrophen. Frankfurt a.M.
- Schütz, A./Luckmann, T. (1979): *Strukturen der Lebenswelt. Band 1*. Frankfurt a.M.
- Schütz, A./Luckmann, T. (1984): *Strukturen der Lebenswelt. Band 2*. Frankfurt a.M.
- Self, B. (2021): Conducting Interviews During the COVID-19 Pandemic and Beyond. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 22. Jg., H. 3, Art. 15. <https://doi.org/10.19181/inter.2021.13.4.1>

- Semle, R./Raab, M. (2021): „Da kann doch kein Mensch gesund bleiben“. Gesundheitsbezogene Verschwörungstheorien in subjektiven Theorien über Gesundheit und Krankheit – eine Untersuchung mit der Heidelberger Struktur-Lege-Technik. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 22. Jg., H. 1, Art. 4.
- Seyd, B. (2020): Corona – Krise – Kritik: Eine Kontroverse im Berliner Journal für Soziologie. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 30. Jg., H. 2, S. 157–163. <https://doi.org/10.1007/s11609-020-00423-5>
- Soeffner, H.-G. (1989): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik.* Frankfurt a.M.
- Spradley, J.P. (1980): *Participant Observation.* Belmont.
- Sun, N./Wei, L./Shi, S./Jiao, D./Song, R./Ma, L./Wang, H./Wang, C./Wang, Z./You, Y./Liu, S./Wang, H. (2020): A qualitative study on the psychological experience of caregivers of COVID-19 patients. In: *American journal of infection control*, 48. Jg., H. 6, S. 592–598. <https://doi.org/10.1016/j.ajic.2020.03.018>
- Urbanik, M.-M./Roks, R.A. (2020): GangstaLife: Fusing Urban Ethnography with Netnography in Gangsta Studies. In: *Qualitative Sociology*, 43. Jg., H. 2, S. 213–233. <https://doi.org/10.1007/s11133-020-09445-0>
- Tillman-Healy (1996): A secret life in a culture of thinness. Reflections on body, food and bulimia. In: Ellis, C./Bochner, A.P. (Hrsg.): *Composing ethnography. Alternative forms of qualitative writing*, S. 76–131.
- Webber-Ritchey, K.J./Simonovich, S.D./Spurlark, R.S. (2021): COVID-19: Qualitative Research With Vulnerable Populations. In: *Nursing Science Quarterly*, 34. Jg., H. 1, S. 13–19. <https://doi.org/10.1177/0894318420965225>